Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 21

Artikel: Eine Wanderung über den Rorschacher Berg
Autor: Bäschlin, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669901

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

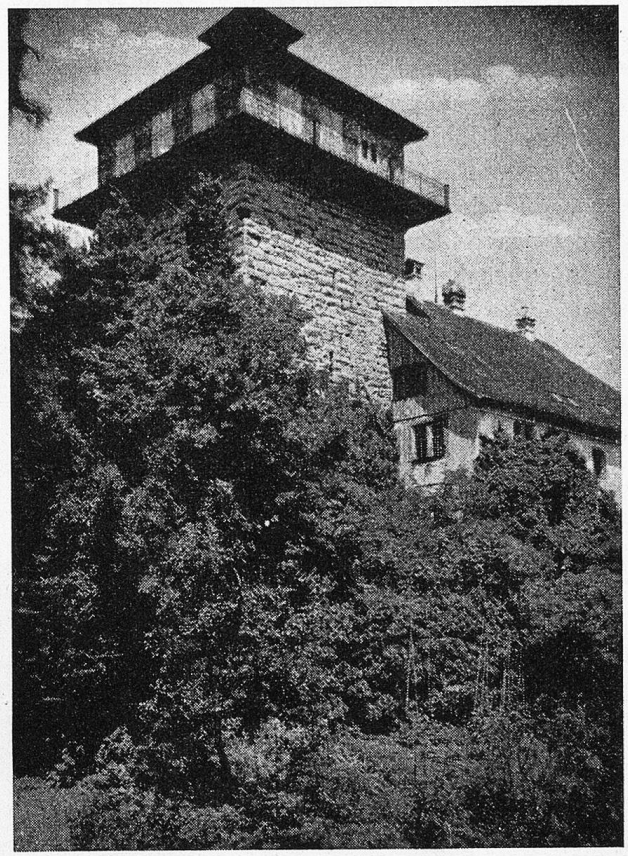
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Wanderung über den Rorschacher Berg

Von St. Gallen strahlen nach allen Richtungen reizvolle Wanderwege aus. Es genügt, eine Landkarte der Stadt und seiner nächsten Umgebung in die Hand zu nehmen, wo dem Wanderfreund sich allerlei schöne Ausflüge auftun.

Wenn wir mit der St. Galler Strassenbahn zur Endstation Neudorf oder mit den Postautos nach Martinsbrücke fahren, sind wir schon mitten in einem wildromantischen Zaubergarten, wo wir nach Wunsch Feld, Wald, Felsen und Wasser geniessen können. Von der Stadt St. Gallen eine Stunde entfernt, führt von der Martinsbrücke-Autohaltstelle eine angenehme Strasse durch schöne Fluren, unterbrochen von der wildromantischen Felsenschlucht Martinstobel. Einst ging der Weg über eine alte, heute nicht mehr bestehende, im Jahre 1468 von den Mönchen des Klosters St. Gallen und ihren Zimmerleuten erbaute Holzbrücke, die als ein Meisterwerk des damaligen Brückenbaues galt und sechsundneunzig Fuss hoch über der im engen Bette zwischen starren Felsen sich schäumenden Goldach schwebte.

Ein klarblauer Himmel begleitet uns auf unserer kurzen Wanderung nach Untereggen. Bleiben wir noch in dieser Felsenschlucht Martinstobel einige Minuten stehen. Oben am Strassenrand (Strassenzug) nach Untereggen erblickt man in fast greifbarer Nähe die einstige Burgstelle der «Rappenstein». Ein mächtiger Felskoloss, welcher von der schaurigen Tiefe des Tobels hinauf zur gegenüberliegenden Strasse emporragt, deutet auf sie. Als Erbauer der «Burg Rappenstein» wird der St. Galler Abt Wilhelm von Montfort genannt, der sie 1282 als zeitweisen Wohnsitz benützte, bis sie andere Besitzer fand. Sie wurde von den Appenzellern im Kriege gegen die Abtei St. Gallen 1405 zerstört und nicht mehr aufgebaut. Mittlerweile haben wir das Dorf Untereggen erreicht, welches mit seinen neuen und neuesten Häusern neben gar vielen Bauernhäusern eine wohnliche Ortschaft bildet. Dieses kleine Bauerndorf ist in Hinter-, Mittel- und Vorderhof eingeteilt. Der stattliche moderne Bau des Schulhauses zeugt von einer in der Neuzeit ansehnlich gewachsenen Gemeinde. Die erhöhte Lage der weitsichtbaren Dorfkirche verschönert noch das Gesamtbild.



Schloss Sulzberg (Möttelischloss)
Von dieser alten Burg besteht heute nur noch der Turm und das Nebengebäude

Ein Wegweiser zieht plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich. Wir sind in der Nähe des Schlosses Sulzberg (genannt Möttelischloss). Ein idyllischer Pappelweg führt zu ihm hin. Eine kleine Schar junger Leute kommt uns entgegen, frohe Heimatlieder erschallen. Wir haben den anmutigen Schlossweiher passiert, der durch einen Teppich von Seerosen auf dem grünen Wasser entzückt.

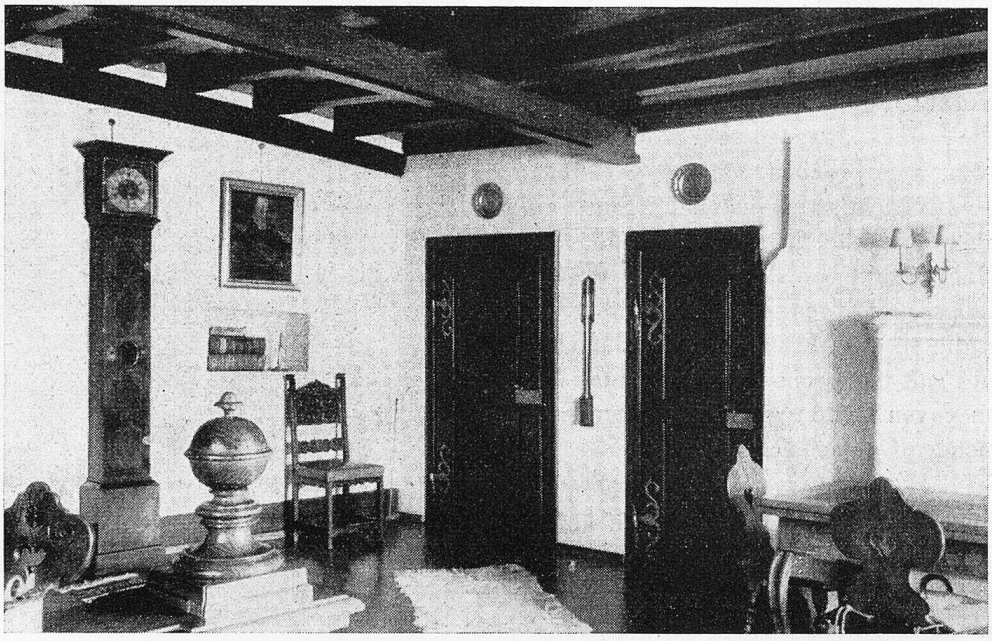
Nicht mehr ein im Dornröschenschlaf verfallenes Schloss ist es, wo Totenstille um seine Anlagen weht. Lange Zeit war das Möttelischloss inwendig verfallen und öde; ausser Eulen, Mardern und Fledermäusen hörte man kein lebendes Wesen in den Gängen und Anlagen. Wie andere verfallene Burgen war es in der Umgebung als Tummelplatz von Gespenstern und als Geisterwohnung berüchtigt. Durch einen Torbogen gelangt man in den eigentlichen Schlosshof und zur Burgpforte. Ein Turm, der urplötzlich aufragt. Ein alter, wetter-

fester Geselle im grauen, verwitterten Steinkleid bildet einen seltsamen Kontrast zu den bunt bemalten Fensterläden.

Die Burg steht auf einem der schönen Punkte, deren der Rorschacherberg mehrere aufweist. Vom obersten Geschoss des Turmes geniesst der Besucher ein schönes Panorama: im Vordergrunde das Dorf Goldach, welches wie eine friedliche Herde die Dachfirsten zusammendrängt bis zum nahen Rande des Wassers — des Bodensees. Das bildet den Rahmen eines herrlichen Gemäldes.

Wie manche Burg und Feste sahen die Bewohner des Möttelischlosses im Appenzeller- und im Schwabenkrieg in Feuer und Rauch aufgehen. Welche Gefühle des Mitleides mögen die Burgbewohner bewegt haben, die das Unglück ihrer Anverwandten und Freunde mitansehen mussten. Sulzberg aber blieb von Krieg und gewaltsamer Zerstörung verschont.

Erzählen wir kurz vom Aufstieg und Niedergang der Burg «Sulzberg». Südlich ob dem Dorfe Goldach, noch einmal so weit wie das jetzige Möttelischloss, stand die alte Burg. Ihre ersten Bewohner und Erbauer liegen im Dunkel der Vergangenheit begraben. Früh schon war diese liebliche Gegend bewohnt. Fleissige Gutsbesitzer bereicherten sich, die einfache Hütte genügte nicht mehr. Sie bauten Höfe, und später zur Sicherung ihres wachsenden Wohlstandes an Stellen, wo die Natur für Befestigungen gesorgt und ihre Reize entfaltete, feste Schlösser, schrieben sich davon her und traten in den Rang des Adels ein. 1267 erscheint auf der alten Burg ein Konrad von Sulzberg, ein Spross aus der Familie der Goldacher. Seine Nachkommen bauten später das neue Sulzberg an bequemerer Stelle weiter unten, das jetzige Schloss. Auf Eigentum des Bischofs von Konstanz stehend, wird das Schloss konstanzisches Lehen, im Appenzellerkriege durch die St. Galler erstürmt, besetzt, nachher jedoch wieder geräumt. 1474 erwirbt ein Jörg von Rappenstein aus dem Martinstobel, genannt Mötteli, aus Ravensburg, die Besitzung Sulzberg. Die Mötteli waren ein durch Kaufmannschaft reich gewordenes Bürgergeschlecht, die sich den Adelstitel errungen hatten. Wann die Mötteli in unsere Gegend kamen, ist nicht genau bekannt. 1420 wurden zum Beispiel Rudolf Mötteli von Ravensburg und sein Sohn Hans in St. Gallen zu Bürgern aufgenommen. Als Besitzer des Schlosses Martinstobel, das die Mötteli Rappenstein nannten, erhielten sie 1440 vom Kaiser Friedrich III. Bewilligung, sich «von Rappenstein» zu schreiben. Liebe zu Vergnügen, glänzende Lustbarkeiten, grosse Verschwendung und Aufwand trugen bei zum gänzlichen Ruin der ehemals so reichen Familie. Durch die immer grösser werdenden Geldschwierigkeiten gerieten sie ins Raubritterwesen und liessen sich nicht davon ab-



Möttelischloss bei Goldach
Blick in die Rittersrube mit seiner schönen Balkendecke

halten, beladene Kaufmannsfuhren, welche über die alte Landstrasse ins Rheintal und nach dem nahen Vorarlberg zogen, auszuplündern. Im Jahre 1576 erlosch der Mannesstamm der Mötteli von Rappenstein.

Nach Erlöschen der Familie ging der Besitz an einen in französischen Solddiensten reich gewordenen Offizier Studer von Winkelbach über und gelangte durch verschiedene Hände an den heutigen Besitzer.

In der Familie Billwiller-Hohl von St. Gallen hat es seit 1886 einen Beschützer gefunden, der die Kosten nicht scheut, die altehrwürdige Stätte instand zu halten und vor dem Untergang zu sichern.

Photos und Text von J. W., St. Gallen.

Lasst die Freudenfeuer lodern!

Unsern Vätern kündeten die Feuer auf den Chutzen Gefahr für das Land. Die Flammenzeichen boten die wehrfähige Mannschaft zum Auszug auf. Uns wird am 1. August das Feuer zum Freudenzeichen, zum Gleichnis für unsere Liebe zum Land.

Sieh, wie das Gesicht der Kinder glüht, wenn sie sorgsam ihr Lampion vor sich hertragen, rainaufwärts zum Fest! Ihr Herz ahnt den Sinn der Flamme, wenn sie vielleicht zum erstenmal zu ihrer Schlafenszeit wachbleiben und hinaustreten dürfen in die feierliche Sommernacht. An der Hand des Vaters durch das tauige Gras schreitend, spürt ihre aufgeschlossene Seele, was es bedeutet, das Wort: Vaterland. Nun taucht eine Papierlaterne nach der andern aus der Dämmerung, rot mit dem weissen Kreuz oder in den Standesfarben bemalt. Leise schwankend münden sie alle auf den Hang, der zum Festplatz führt. Ein paar Stimmen beginnen zu singen, die andern fallen ein. Und wieder keimt ein neues Ahnen in der jungen Schar: dass sie zusammengehören, weil das gleiche Land ihre Heimat ist.

Aber horch, da knallt es von Feuerzeug! Da sind die Buben. Auch ihnen ist es vielleicht wunderlich schön zumut. Doch wer wollte und könnte zeigen, was im Innern glüht. Lasst ihnen die Lust am Lärm! Auch in den Krachern und Schwärmern ist Feuer, blitzend wie die Wildheit, die man in diesem Alter in sich trägt.

Auf einmal sind alle oben angelangt, wo im weiten Ring der Menge der schwarze Holzstoss hochaufgeschichtet harrt. Die Musik ist da und der Gemischte Chor. Im Dunkel schimmert das weisse Gewand der Turner, schimmern die Hauben der Krankenschwestern, die immer hinaufwandern zum Feuer des 1. August. Und jetzt legt in der wartenden Stille einer Feuer ans dürre Geäst. Der Abendwind facht den Funken an. Prasselnd greifen die Flammen in den Haufen, durchbrechen die lastende Schwere und stürmen empor. Keiner hat noch ein Wort gesprochen. Sie staunen ins Freudenfeuer der Heimat.

Doch dieses Feuer bleibt nicht allein. Nah und fern antwortet Schein auf Schein. Wie es die Kinder fühlten, dass sie zusammengehören, als ihre andächtig gehüteten Lichter sich sammelten, so durchströmt nun alle das wunderbare Gefühl der grossen Gemeinschaft, die von Feuer zu Feuer, von Höhe zu Höhe, von Berg zu Berg reicht. Die Väter heben ihre Kleinen auf den Arm und zeigen ihnen die Flammenzeichen ringsum und nennen die Namen von Städten und Dörfern, von Tälern und Bergen. Und die Musik spielt, und der Chor und alle um das Feuer singen «O mein Heimatland». Die Musik hat auch den Rednern Mut gemacht und ihnen die Zunge gelöst. Vielleicht ist ihr Wort nicht neu, aber wo es von Herzen kommt, greift es doch ans Herz. Nach ihnen stellen die Turner ihren Mann, angestrahlt als Bild der Kraft und des Biedersinns, Raketen fliegen in die Nacht und entfalten farbig aussprühende Wunder. O Bundesfeiernacht, wie erfüllst du uns mit Glück und Traum! Lasst die Freudenfeuer lodern! Hag und Dorn, die uns das Jahr hindurch trennen, sollen in ihren Flammen aufgehen!

Sieh, noch brennt das Licht in des Kindes Hand, wie es rainabwärts nach Hause kehrt. Und vielleicht senkt der Vater in dieser Stunde jene Bilder in den aufgeschlossenen Sinn, die uralt und uns ewig teuer sind: jenes Bild der nächtlichen Versammlung auf dem Rütli am See und die Geschichten vom Tell und der Befreiung der Urschweiz; denn das ist der Same, aus dem die wissende und unverlierbare Liebe zu unserm Eigen erblüht, der Same, der wie ein Senfkorn klein scheint und doch zur Lebensführung heranwächst. Kind und Vater schauen dann gemeinsam die Wahrheit, an die in unserer Welt niemand mehr glauben will: dass auch das Kleine gross zu sein und Grosses zu wirken vermag. Das werden sie erkennen, wenn sie von der Schweizergeschichte reden seit der Sagenzeit bis herauf zu uns. Und das kleine Licht in der Laterne und das Höhenfeuer haben sie heute gelehrt, dass es auf die vielen einzelnen Flammen ankommt, dass man, um die Welt zu erleuchten und zu erwärmen, nicht den Weltbrand entfesseln darf, sondern im Herzen und in der Hand ein Flämmchen tragen und auf den Höhen den Lichtschein der Freiheitsfeuer anzünden muss.

Ein Bundesfeiergedicht, das seinesgleichen nicht hat, deutet diesen reinen Sinn des 1. August. Ein Landarzt schuf es, Ludwig Meyer, einer der echten, verborgenen Dichter der Schweiz, und es sei hier herausgehoben aus dem bescheidenen Band von Bergsagen («Im Schatten des Gantrisch», Francke-Verlag, Bern):

Werktüchtig Volk wacht um die Lohe,
Denkt an der Väter Schwur und Schlacht,
Ihr alter Gott wölbt gross die hohe
Mittsommermilde Sternennacht.

Und tastend führt der Einödbauer
Das Söhnchen hin auf seine Egg.
Es irren wundersame Schauer
Lautlos durch Heide und Geheck.

Wo über Bergen, Schrattenflühen
Das Kinderauge staunend sucht,
Mag ringsher in die Seele glühen
Der Alpenheimat Flammenwucht.

Dass von den tausend Feuermalen
Vielleicht der Bub den Funken wahrt,
Der glimmen soll und wachsend strahlen
Auf Schweizervolkes Eigenart.

Franz Bäschlin.

Wie ein Alpknecht den Teufel überlistete

Im Jahre 1322 lieh Herzog Leopold von Oesterreich den Klosterfrauen im Muotathal die Alp Silbern um den jährlichen Zins eines Rosseisens. Diese mehr symbolische Zinsleistung deutete auf den geringen Ertrag hin, den das Kloster von dieser weltvergessenen Hochalp erwarten konnte. Doch schon im Jahre 1324, so erzählt die Chronik, erhielten die Klosterfrauen im Muotathal von der Alp Silbern einen Saum Milch jährlich. Dieser Ertrag war einem pfiffigen Alpknecht und der Arbeit des Teufels zu verdanken.

Als nämlich das Kloster die Schenkung von Herzog Leopold entgegengenommen hatte, übergab es die kargen Alpweiden einem jungen Alpknecht aus der Talschaft zu Lehen. Der Mann ging im ersten Sommer gleich daran, mit unermüdlichem Eifer Steine wegzuräumen und dem unwirtlichen Hochland Meter um Meter von Alpland abzugewinnen.

Auch an einem heissen Sommertag des Jahres 1323 war der Alpknecht Heini Suter wieder einmal damit beschäftigt, auf seiner lieben Alp Silbern Steine abzuräumen. Mitten in der Arbeit sah er, wie ein Fremder in grünem Wams, grünen Hosen und einem spitzen Jägerhut mit weisser Feder obendrauf, auf ihn zukam. Heini stutzte und hielt einen Moment in der Arbeit inne; denn Fremdenbesuch war auf der Hochalp Silbern, vier Stunden vom letzten bewohnten Heimwesen weg, eine gar rare Sache.

«Was wirkt, schwitzt und schuftet er da, mein Bruder?» so sprach der Fremde und blinzelte da-